

(Nachdruck verboten.)

18)

## Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Drei Jahre waren nun verfloßen; seither war noch mehr von dem Familienbau der Durignon in Trümmer gefallen, als wollte das Schicksal hier eines der furchtbarsten Beispiele seiner Macht aufstellen. Bald nach der Flucht Gustaves kam die Nachricht, daß er in Nizza durch schon gewordene Pferde, die seinen Wagen in einen Abgrund rissen, getötet worden war. Philippe, der jüngere Bruder Michels, fiel kurze Zeit darauf in Paris in einem Duell, nach einer schmutzigen Affaire, in welche ihn seine schreckliche Frau hineingezogen hatte, die nun, wie es hieß, in Rußland mit einem Sänger lebte; und ihr einziges Kind, André Durignon, der legte dieses Namens, mußte in eine Heilanstalt gebracht werden, da es an einer rhachitischen Affektion litt, die von Geistesstörungen begleitet war. Außer diesem Kranken und der Tante Laure, die, ebenfalls eine Tote, von den Mauern eines Klosters umschlossen war, lebte also nur noch Suzanne, die Tochter Michels. Diese hatte sich im Alter von zwanzig Jahren, fünf Jahre vor dem Tode ihres Vaters, mit Voisgelin vermählt, der sich gelegentlich eines Zusammentreffens bei einem Gutsnachbar in sie verliebt hatte. Obgleich die Werke damals schon im Niedergang begriffen waren, hatte Michel in seiner Eucht, zu prunken, es zuwege gebracht, ihr eine Million Mitgift zu geben. Voisgelin seinerseits besaß von seinem Vater und Großvater her ein Vermögen von sechs Millionen, die in zweideutigen Geschäften gewonnen worden waren, und an denen die Marke des Wuchers und Diebstahls klebte, von welchen Flecken Voisgelin selbst sich jedoch durch vollständiges Nichtsthun von Geburt auf reinwusch. Er war sehr geehrt, beneidet und bekannt, besaß in Paris ein prächtiges Palais im Park Monceau und führte ein Leben toller Verschwendung. Nachdem er einen Stolz darein gesetzt hatte, stets der letzte der Klasse im Opereum Condorcet zu sein, in welchem er durch seine Eleganz Aufsehen erregte, hatte er niemals die geringste Arbeit mit seinen zehn Fingern geleistet und spielte den neuen Aristokraten, der seine Vornehmheit dadurch erwies, daß er mit Eleganz das Vermögen verzehrte, das seine Vorfahren erworben hatten, ohne sich so weit zu erniedrigen, selber einen Sou zu verdienen. Das Unglück war nur, daß seine sechs Millionen für das Leben, das er führte, nicht ausreichten, und daß er sich in finanzielle Spekulationen einließ, von denen er übrigens nicht das geringste verstand. Auf der Börse herrschte damals der Goldminentaumel und man hatte ihm in Aussicht gestellt, daß er, wenn er sein Vermögen daran wage, dieses in zwei Jahren verdreifacht haben werde. Auf einmal war der Kurssturz da, und er konnte eine Zeitlang glauben, daß er so vollständig ruiniert sei, daß er am nächsten Tage nicht einmal Brot zu essen haben werde. Er weinte wie ein Kind, er betrachtete seine Müßiggängerhände und fragte sich, was er nun damit machen solle, da sie keine Arbeit gelernt hatten und zu keiner taugten. In dieser Lage zeigte Suzanne, seine Frau, wirklich bewunderungswürdigen Mut, Verstand und Bärtlichkeit, die ihn wieder aufrichteten. Die Million ihrer Mitgift war übrigens unverehrt. Sie riet ihm, seine Lage vollkommen klarzustellen, und vor allem das Palais im Park Monceau zu verkaufen, welches ein Leben auf zu großem Fuß verlangte. Damit war noch eine Million gerettet. Aber wie sollten sie, und besonders in Paris, von zwei Millionen leben, wenn sechs nicht ausgereicht hatten, und wenn der fieberische Luxus, den die große Stadt überall zur Schau trägt, die Versuchung stets aufs neue erwachen ließ? Da entschied eine zufällige Begegnung über die Zukunft.

Voisgelin hatte einen armen Vetter, Delabean, Sohn einer Schwesler seines Vaters, deren Gatte, ein glückloser Erfinder, sie ohne Vermögen zurückgelassen hatte. Delabean, der um die Zeit, da Michel Durignon sich erschöpfte, als Hilfsingenieur in einer Kohlengrube von Brias angestellt war, wurde von einem glühenden Ehrgeiz verzehrt, in die Höhe zu kommen, den seine Frau nur noch mehr anjachte. Er

kannte die geschäftliche Lage der Stahlwerke genau, war überzeugt, das Mittel gefunden zu haben, um sie durch eine vollständige Umgestaltung wieder gewinnbringend zu machen, und war nach Paris geeilt, um dort Kapitalisten zu finden, als er eines Abends auf der Straße mit seinem Vetter Voisgelin zusammentraf. Da durchfuhr's ihn wie ein Blitz: wie hatte er nur nicht gleich an diesen Mann gedacht, der gerade mit einer Durignon verheiratet war! Als er hierauf in die Vermögenslage seines Veters Einblick bekam und erfuhr, daß dieser nur noch zwei Millionen besaß, für die er eine vorteilhafte Anlage suchte, erweiterte er seinen ursprünglichen Plan, und im Laufe mehrerer Unterredungen, die er mit seinem Vetter hatte, zeigte er sich so voll Zuversicht, so scharfsichtig und Meister aller praktischen Fragen, daß er jenen schließlich vollständig für sein Projekt gewann. Es war eine geniale Kombination: von der Katastrophe profitieren, die Werke um eine Million kaufen, was der Hälfte ihres wirklichen Werts entsprach, und die Fabrikation auf seine Objekte umgestalten, wodurch eine rasche und reiche Ergiebigkeit zu erzielen war. Sodann, warum sollten die Voisgelin nicht auch die Guerdache kaufen? Bei der zwangsweisen Liquidation des Durignonschen Vermögens, die unvermeidlich war, konnten sie den Besitz leicht für fünfmalhunderttausend Franken bekommen, während er achtmalshunderttausend gekostet hatte. Von seinen zwei Millionen blieben Voisgelin somit noch fünfmalhunderttausend Franken, welche als Betriebskapital für die Werke zu dienen hätten; und er, Delabean, verpflichtete sich in aller Form, das Kapital zu verzehnfachen und ihm eine fürstliche Rente hereinzubringen. Die Voisgelin sollten Paris verlassen, auf der Guerdache ein behagliches und sorgenloses Leben führen, so lange, bis sie das kolossale Vermögen besäßen, das ihnen die Werke eines Tags sicher einbringen würden, und das ihnen sodann gestatten würde, ihre Pariser Existenz mit allem verschwenderischen Glanz, den sie sich nur erträumen konnten, wieder aufzunehmen.

Suzanne war es, die schließlich ihren Mann zur Ausführung dieses Plans bestimmte und ihn dazu beredete, seine Angst vor dem Leben in der Provinz zu überwinden, wo er vor Langeweile zu sterben fürchtete. Sie ihrerseits begrüßte mit Entzücken den Gedanken, auf die Guerdache zurückzukehren, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Und es geschah alles so, wie Delabean es entworfen und vorausgesagt hatte. Die Liquidation fand statt, die eineinhalb Millionen, welche die Voisgelin für die Werke und die Guerdache erlegten, reichten knapp hin, um die Verbindlichkeiten der Durignon zu decken, und die Voisgelin wurden unumschränkte Eigentümer der Werke und des Landguts, ohne fortan den einzigen überlebenden Erben, der Tante Laure, der Nonne und André, dem armen, rhachitischen, in eine Irrenheilanstalt gesperrten Geschöpfe irgendwelcher Menschenschaft ablegen zu müssen. Und Delabean hielt, was er versprochen, er reorganisierte die Werke, erneuerte die Fabrikationseinrichtungen und erzielte einen solchen Erfolg mit der Herstellung seiner Objekte, daß schon die Bilanz des ersten Jahrs einen glänzenden Ertrag auswies. In drei Jahren hatte die Hölle ihren Platz unter den ersten Stahlwerken der Gegend wieder errungen, und die Gewinne, welche die zwölftausend Arbeiter in die Kasse Voisgelins schöpften, gestatteten diesem, auf der Guerdache einen großen Luxus zu entwickeln; er hatte sechs Pferde im Stall, fünf Wagen in der Remise; er gab Jagden, Feste, Diners, zu welchen eine Einladung zu erhalten eine von den Honoratioren der Stadt heißerstrebtete Ehre war. Während er in den ersten Monaten verdrossen seine Trägheit durch die Tage geschleppt und krankhaftes Heimweh nach Paris empfunden hatte, schien er sich jetzt in der Provinz acclimatisiert zu haben, nachdem er hier ein Gebiet gefunden hatte, wo seine Eitelkeit sich reichlich genug thun konnte, und eine Lebensweise, die ihm gestattete, sein nutzloses Insektenleben mit surrendem Nichtsthun auszufüllen. Hierzu kam aber noch ein geheimer Beweggrund, ein eitles Siegesgefühl, welches ihn bewog, mit der Miene ruhiger Herablassung auf dem Platze eines Herrschers über Beaclair auszuharren!

Delabean hatte seinen Wohnsitz in den Werken genommen, und er bewohnte hier mit seiner Frau Fernande und seinem Tamm einige Monate alten Töchterchen Nise das alte Haus

Blaise Quignons. Er war jetzt siebenunddreißig Jahre alt und seine Frau siebenundzwanzig. Er hatte sie bei ihrer Mutter kennen gelernt, einer Klavierlehrerin, die in einem finstern Haus der Rue Saint-Jacques mit ihm auf demselben Stockwerke wohnte. Die Tochter war von so blendender Schönheit, so stolz und königlich, daß er sich mehr als ein Jahr lang, wenn er ihr auf der Treppe begegnete, furchtsam gegen die Mauer gedrückt hatte, im schamhaften Bewußtsein seiner Häßlichkeit und seiner Armut. Dann wurden Grüße gewechselt, es entwickelte sich eine immer vertrauter werdende Bekanntschaft, im Laufe welcher die Mutter ihm erzählte, daß sie zwölf Jahre in Rußland gelebt hatte, und daß dieses Mädchen mit der königlichen Gestalt das einzige Besitztum sei, das sie von dort mitgebracht habe, nachdem sie auf dem Schlosse, wo sie Lehrerin war, von einem Fürsten verführt worden sei. Sicherlich hätte der Fürst, der sie vergötterte, in reichster Weise für sie gesorgt; aber eines Abends nach der Jagd war er durch einen zufällig losgegangenen Schuß plötzlich getötet worden; und die arme Frau, die vollständig mittellos mit ihrer kleinen Fernande nach Paris zurückgekehrt war, hatte keine andre Wahl gehabt, als ihre Lektionen wieder aufzunehmen und in angestrengter Arbeit so viel zu verdienen, um ihre Tochter aufziehen zu können, für welche sie irgend eine märchenhafte Glücksgunst des Schicksals erträumte. Fernande, von mütterlicher Anbetung verhäßelt, überzeugt, daß ihre Schönheit sie für einen Thron bestimme, stieß sich täglich an der erbärmlichen Misere der Armut wund, wenn es an Geld fehlte, um zerrissene Schuhe durch neue zu ersetzen, wenn alte Hüte und Kleider immer wieder mit eignen Händen aufgefrißt werden mußten. Eine unablässige zornige Empörung kochte in ihr, ein solch fieberhaftes Verlangen nach Sieg und Triumph, daß sie, seit sie zehn Jahre alt geworden, keinen Tag verbracht hatte, der nicht den Haß, den Neid, die Grausamkeit in ihr vermehrt hätte, so daß schließlich eine fürchterliche Menge zerstörender und verderblicher Kräfte in ihr aufgesammelt waren. Zu allem Ueberflusse hatte sie, in dem Glauben, daß ihre Schönheit durch eigne Macht siegen müsse, die Thorheit begangen, sich einem reichen und mächtigen Manne hinzugeben, der sie am nächsten Tage verließ. Diese bittere Erfahrung, die unauslöschlich in ihre Erinnerung eingeprägt war, lehrte ihr auch noch die Lüge, die Heuchelei, die schlaue Berechnung, die sie bis dahin nicht gekannt hatte. Sie schwor sich zu, sich nicht wieder fangen zu lassen und sie besaß zu viel Stolz und Selbstgefühl, um eine Hetäre zu werden. Sie hatte den Mißerfolg der Schönheit erfahren, sie hatte erkennen müssen, daß es nicht genüge, schön zu sein, sondern daß es der Gelegenheit bedürfe, um es mit Erfolg zu sein, daß es heiße, den Mann zu finden, den man bezaubern und zu seinem willenlosen Sklaven machen könne. Diese Gelegenheit, dieser Mann bot sich ihr in Delaveau, der allerdings weder reich noch schön war, der ihr aber den Antrag machte, sie zu heiraten. Ihre Mutter war inzwischen gestorben, nachdem sie ein Vierteljahrhundert lang durch den Pariser Not getrabt war, um Lektionen zu geben und mit Mühe einen lärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten).

309

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Wenige Augenblicke später stand Bohrmann allein in dem Saal. Nur Frau Kiez kam wieder herein, als suchte sie etwas.

„Sie sind wohl mein Chapeau?“ fragte sie gemüthlich. „Und Sie wollen wohl nicht? Kommen Sie man.“

In zwei Tafeln saßen heute gegen fünfzig Personen. Bohrmann gegenüber saßen Doktor Naskel und die Mauerhofer. Der Lehrer hörte den Doktor Naskel sagen:

„Heute wird's pikant, das kenn' ich. Wenn die Wachskerzen krennen, giebt es viele Tischreden und wenig Champagner.“

„Schrecklich,“ antwortete die Mauerhofer. „Wenn die Lohndiener nach dem zweite Glase Sekt schnappen, so lohnt's gar nicht, anzufangen . . . und geschunkelt darf nachher auch nicht werden.“

Auch Doktor Rattowitzer, der neben Bohrmanns andrer Nachbarin, einer schönen, jungen Dame, saß, prophezeite

schreckliche Vornehmheit für den heutigen Abend. Als Herr Lofe sich nach dem Tisch erhob, spottete Rattowitzer, es werde eine Rede auf den Kaiser geben. Es war nur eine Begrüßung der Gäste.

„Was hat denn Neumann?“ fragte Frau Kiez. „Er sieht ja aus wie ein begoffener Pudel.“

Doktor Rattowitzer hatte die Bemerkung gehört.

Natürlich sei Neumann bekniffen. Lofe habe doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er heute vornehme Gäste bei sich beherberge.

„Wo er recht hat, hat er recht. Er hat heute Geheimräte, Stadtverordnete, einen Professor und einen General, der sich Excellenz schimpfen läßt, da zählen wir vom Theater gar nicht mit.“

Es stellte sich jetzt heraus, daß die bildschöne junge Dame ebenfalls Mitglied des Kronprinzen-Theaters sei. Sie war als Sängerin engagiert worden, aber bis heute war es unsicher, ob auf dieser Bühne überhaupt Operetten gegeben würden.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Zifi,“ sagte Doktor Rattowitzer. „Heute noch hat diese Wirtschafft ein Ende, heute noch kommt eine Entscheidung. Sie Goethe, Sie Rattowitzer, Mascha ist augenblicklich noch für Goethe. Aber Sie machen sich doch nicht ernsthafte Sorgen, schönste Zifi? Mit Ihrem Gesichte übrigens braucht man nicht gleich öffentlich aufzutreten.“

„Es soll sehr feine Herren in Berlin geben,“ sagte die Dame, die Fräulein Zifi genannt worden war. „Wie ist der Ton in Berlin? Schadet man sich, wenn man ein Souper annimmt?“

„In meinen Augen nicht,“ antwortete Doktor Rattowitzer lachend. „Was, Herr Bohrmann! Prosit! Bliden Sie die ganze Tafel hinauf und hinunter und Sie sehen nur feine Herren und feine Damen, die ein Souper von Mascha Lofe angenommen haben.“

Doktor Rattowitzer war selbst nervös und unruhig. Er hatte rasch getrunken und gab seine Meinung zum besten.

Die Gruppe der Stadtverordneten, die hier waren, weil sie zur mächtigen Partei des Herrn Lofe gehörten, sei durch die norddeutsche allgemeine Reichsrau drüben zusammengehalten, welche die Geschäfte der Partei besorge und mitunter über die eine oder andre Aufsichtsratsstelle zu bestimmen habe. Der Professor sei nur durch Verheiratung mit einer angejahrten akademischen Tochter zu einer Berliner Berufung gekommen. Der eine von den Geheimräten sei ein armer Bürgerssohn und habe eine reiche Baroness geheiratet. Aber in den Adern seines ältesten Sohns fließe kein Tropfen bürgerlichen Bluts. Die bunte Reihe herrsche nicht nur bei Tisch und hinter den Coullissen. Die bunte Reihe von Berlin, die bunte Reihe jeder Großstadt solle leben. Berlin wäre keine Bektstadt, wenn es nicht die bunte Reihe hätte. Auch vom General könnte er, Doktor Rattowitzer, die bunte Reihe in seiner Karriere erzählen. Aber mit dem Säbel habe er lieber nichts zu thun. Offiziere gingen zu leicht los, auch wenn sie alte Generale wären.

Aber dort, der junge unverheiratete Maler, der sei echte Großstadtfrucht. Herrenporträts könne er gar nicht malen, nur Frauenporträts, nach Photographien. Sei die Frau alt oder häßlich, so mache er ihr für den Auftrag heimlich den Hof, gründlich und solid; sei sie hübsch, so nenne er sie in der Aneipe seine Geliebte.

Uner schöplich war Doktor Rattowitzer in seinen Bosheiten und Verdächtigungen. Besonders scharf gegen seinen Kollegen, den Star, der an Maschas rechter Seite saße, weil die linke ohnehin dem Assessor gehöre. Der „Berühmte“ sei von Natur Weiberfeind, ein echter Weiberfeind. Aber um seiner Stücke willen, um der Befegung, um jeder Kritik, um jeder Wiederholung willen laufe er von früh bis spät von einem Boudoir ins andre, von einer Schürze zur andren, von Gräffinnen zu Komödiantinnen, von Friseurinnen zu Modefrauen. Hundert Geburtstage trage der königliche Schauspielhausdichter in seinem Kopfe herum. Seine Stücke verfasse er im Bette; darum seien sie auch so kalt.

Eben erhob sich der Star, um mit einigen hübsch improvisierten Versen die Hausfrau leben zu lassen. Bevor die stürmischen Zurufe noch ganz verklungen waren, sprang schon Doktor Hantinger in seiner verlegen entschlossenen Weise von seinem Stuhl neben Frau Neumann auf und brachte ein Hoch aus auf das Kronprinzen-Theater im allgemeinen, auf die Damen des Kronprinzen-Theaters und insbesondere auf die hohe Muse des Theaters, seine über alles

verehrte Freundin, auf die Schwägerin dieses gastfreien Hauses, auf Frau Marie Neumann.

„Nieze, er uzt Dir,“ rief Herr Neumann dazwischen. Aber alles, was zum Kronprinzen-Theater gehörte, ja auch die Partei des Schauspielers Draclin, und sogar er selbst that sich ein Gutes nach dem vornehmen Zwange, und laut schallte es zur Decke, als man die Frau des Theaterbesizers dreimal in vielstimmigem Gesange hochleben ließ.

„Kss, kss,“ flüsterte Doktor Kattowiker. „Eine Frechheit hat dieser Gantinger! Das hätte nicht einmal ich gewagt! . . . Ich glaube, die beiden Schwägerinnen reißen sich noch heute gegenseitig die Perücken vom Kopfe, wie Brunnhilde und Kriemhilde vor der Kirche gethan haben sollen.“

„Haben denn die beiden Damen einen gemeinsamen Liebhaber?“ fragte die bildschöne Zifi.

„Wenn Sie halb so naiv sind wie Ihr Mund, Fräulein Zifi“, flüsterte Doktor Kattowiker lachend, „so ist die Mauerhofer . . . wie soll ich sagen? . . . so ist die Mauerhofer eine ausgediente Heldenmutter gegen Sie! . . . Nein, mein Schatz, die beiden Damen sind edle Frauen und uneigennütige Freundinnen der Kunst. Nur daß unsre holde Birin den Draclin protegirt und ihre Schwägerin den gerissenen Kerl, den Gantinger. Solche Sachen wie Liebhaber dürfen Sie nicht sagen, edle Zifi. So unsittlich ist man nur in Berlin W. Da geben Börsenspekulanten und Journalisten, Juden und Zeitungen, den Ton an. Berlin W. ist von Paris angesteckt, dem Sündenbabel. Hier sind wir im Herzen Deutschlands, in Berlin N. Hier gedeiht noch ehrliche Arbeit; blicken Sie auf Neumann, den festbegründeten Hausbesizer, blicken Sie auf Jose, der sich für das Wohl seiner Mitbürger aufreißt. Hier haben die Frauen keine Liebhaber, gute Zifi. Und wenn sie einander nachher doch in die Haare fahren werden . . . Es hat eben ein Vorspiel gegeben.“

Und Doktor Kattowiker erzählte, daß Herr Neumann vor Tisch alle Beteiligten zusammengebracht habe, um eine Ansprache über das Theater herbeizuführen. Gantinger habe den Draclin zu überzeugen gesucht, daß ein mehrjähriger garantierter Vertrag für ihn günstiger sei, als die Direktorstelle. Da habe Mascha das Gespräch damit unterbrochen, daß sie über die hohe Taille ihrer Schwägerin eine freundliche Bemerkung machte. Eine töfliche, freundliche Bemerkung; sie habe mit keinem Worte gesagt, daß Frau Neumann es nötig hätte, hoch zu gehen. Aber Gantinger werde bis an sein Lebensende der Wüstenprediger heißen. Frau Neumann habe sich famos benommen. Er habe an den Zank zwischen Elisabeth und Maria Stuart denken müssen. Sie wissen doch! Das mit der allgemeinen Schönschönheit, wenn man die gemeine ist für alle. Es war ganz unpersönlich. Niemand brauchte etwas zu bemerken.“

„Aber es war doch wunderschön. Ich hoffe und glaube, die Neumann setzt es durch.“

Bohrmann hatte alle diese häßlichen Gespräche, die ihn schmerzten, über sich ergehen lassen müssen. Frau stieß an seiner andren Seite sprach kein Wort und knurrte nur von Zeit zu Zeit bei einem besonders guten Bissen behaglich vor sich hin. Dabei schien sie alle Bemerkungen Kattowikers zu verstehen und sie sogar hübsch zu finden. Denn wenn er eine Pause machte, um ein paar tiefe Atemzüge zu holen, so nickte sie dem beschafenen Menschen mitunter aufmunternd zu. Einmal hatte sie sogar gesagt:

„Janz so jemeene geht es uf der Welt zu. Auch in die Rosenthaler Gegend. Aber die Menschen sind doch jut. Darieber muß ich immer wundern.“

Jetzt atmete sie schwer und ruhig; sie hatte die Gabel hingelegt, sie konnte nicht mehr. Bohrmann erwachte aus seinem Brüten und dachte an irgend eine Unterhaltung, die jetzt anzufangen wohl die höchste Zeit war. Die stieß kam ihm aber zuvor.

„Nee, lieber Herr Clausung, meinertwegen brauchen Sie sich kein Bein auszureißen. Aber der bildschönen Person neben Ihnen müssen Sie mal sagen, daß sie bildschön ist. Sie wird's nicht übelnehmen.“

Bohrmann sann eine Weile nach, drechselte sich im Geist ein feines Kompliment zurecht, räusperte sich und sagte endlich:

„Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein Zifi . . . entschuldigen Sie, aber ich hörte Sie Zifi nennen und erlaubte mir deshalb . . .“

„So heiß' ich doch.“

„Erlauben Sie mir die Bemerkung, Fräulein Zifi, daß ich

bei Ihrem Anblick die alten Römer und Griechen bedauern muß . . . die klassischen Völker haben niemals eine so schöne Dame auf der Bühne sehen können.“

„Reden Sie doch keinen Unsinn, Dokter! Damals haben wir doch nicht einmal ein Korsett getragen, und die Kleider waren durchsichtig. Denken Sie nur an die schöne Helena.“

Bohrmann erschrak, dann fuhr er tapfer fort:

„Die Griechen und Römer konnten eine so schöne Dame in ihrem Theater nicht sehen, weil es damals weder auf der Bühne noch im Zuschauerraum weibliche Wesen gab. Nur Männer spielten und nur Männer hörten zu.“

Fräulein Zifi stieß ein Ah! der Verwunderung hervor. Dann sagte sie ruhig:

„Ich weiß, daß ich ungebildet bin. Aber für so dumm müssen Sie mich nicht halten. Die schöne Helena und die Euridice sind gewiß nicht von Männern gesungen worden. Und dann . . . ich glaub's nicht. Die Herren gehen doch nur unfertwegen ins Theater und die Damen der Herren wegen. Es kann also nicht wahr sein, was Sie sagen.“

Doktor Kattowiker hatte dem Gespräche unter den Zeichen höchster Belustigung zugehört.

„Sie sind nicht nur das schönste Weib, Zifi, Sie sind auch das weiseste Weib.“

Und er redete tolles Zeug über griechische Sitten und Unsitten.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Geschichte der Karikatur.<sup>1)</sup>

Eine Weltgeschichte der verzerrten Welt zu schreiben, hat Eduard Fuchs im Verein mit Hans Krämer unternommen. Der vorliegende Anfang des großen Unternehmens berechtigt zu den besten Erwartungen. Die Verfasser des Werks vereinigen in glücklicher Weise die Eigenschaften, die zum Gelingen eines solchen Versuchs, der in deutscher Sprache bisher nicht unternommen worden ist: einen lebhaften Enthusiasmus für ihre Aufgabe, Sachkenntnis sowie eine schriftstellerisch gestaltende und geschichtskritisch sondersende Kraft, die die Fülle des von ihnen zusammengebrachten Materials zu sichten und zu ordnen versteht.

In der Geschichte der Karikatur spiegelt sich vielleicht am grellsten und anschaulichsten die Entwicklung der Gesellschaft, der politisch-wirtschaftlichen Verhältnisse, der Weltanschauung, des sittlichen Lebens, der Ideale, und nebstdem erhalten wir noch in ihr eine Geschichte der künstlerisch-phantastischen Ausdrucksfähigkeit. Menschen und Moden, das Ewige und das Vergängliche, das Höchste und das Gemeinste formt sich in diesem Universum des Lachens und des Gelächters. Vom gelinden Spaß, der harmlos Unbeträchtliches figelt, steigt die Karikatur bald in neckender Uebertreibung der natürlichen Körperformen, bald in phantastischer Kontrastierung des Widersprechenden, in zierlicher Frivolität und roher Zote, technisch vollendet oder künstlerisch dürftig, empor zum heulenden Hohn, der in dämonischer Gewalt Welten zu zertrümmern vermag. Die Karikatur erscheint als allerliebster Spötter über gesellschaftliche Schwächen, als fabulirender Kobold und Puck, als Mephistopheles, der boshaft zeigt, wie alles Menschliche im Dreck zu Grunde geht, aber auch als Eiferer, Schwärmer und furchtbarer Ankläger. Indem die Uebertreibung das Charakteristische auswählt, trifft die Geschichte des Spottes immer das Wesentliche der Zeit. Die Geschichte der Karikatur ist eine Weltgeschichte in Epigrammen der Anschauung. Kein noch so ausführliches Pamphlet gegen den römischen Kaiser Caligula vermag die Bestialität des wahnfümmigen Unhold's deutlicher zu zeichnen, als jene in dem vorliegenden Werk abgebildete zeitgenössische Karikatur auf den Kaiser, in der die edlen Linien des menschlichen Körpers zu einem Klumpen ecken Unflats geschwollen sind; in diesem verzerrten Portrait des Kaisers fühlt man die Gemeinheit seiner Natur noch heute mit allen Sinnen. Und da in der Karikatur das letzte Wort kühn ausgesprochen, da alle Schleier fallen und der wirkliche Mensch aus seinen Verstecken der Scham und Heuchelei erbarmungslos hervorgehohlet wird, so gestaltet sich diese scheinbare Lügenwelt der Uebertreibung zu einem wahreren Bilde der Eigentümlichkeiten und Schicksale der menschlichen Gesellschaft, als die diden Bücher angeblich objektiver Geschichtsschreibung, die doch immer nur die verworrene Vergänglichkeith der herrschenden Gewalten schamlos einbalsamieren.

Gewiß hat auch der Genius der Karikatur sich prostituiert und sich den Mächten der Finsternis verdingen, im Grunde seines Wesens war der Schall aber allezeit ein guter und tapferer Revolutionär, der mit seiner Geißel lachend die Götzen seiner Zeit blutig

<sup>1)</sup> Eduard Fuchs und Hans Krämer, Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit. Mit 450 Bildern und 60 Beisagen. Verlag von A. Hofmann u. Comp., Berlin. 20 Lieferungen. Jedes Heft 75 Pf. — Bisher sind 3 Lieferungen erschienen.

Striegelle. Vielfach bilden Karikaturen die Totenmale, unter denen die von dem Lächerlichen getöteten Scheinhelden überwunden und verachtet ruhen, keiner Schadenstiftung mehr mächtig. In bedrängten Epochen, da der Gedanke geknechtet, von den Schergen der Tyrannei verfolgt und gefoltert wurde, flüchteten sich die freiesten Geister und feinsten Köpfe hinter die schützende Larve der unsahbaren Karikatur. So ist eine Geschichte dieser mit den Mitteln der Kunst unabhängig wirkenden Weltmacht nicht nur eine ungemein interessante, sondern auch eine sehr ernsthafte Unternehmung.

Das vorliegende Werk beginnt mit einer anschaulich und lebhaft entworfenen Analyse des Wesens und der Bedeutung der Karikatur. Dann wird in markanten Umrissen das Altertum, das Mittelalter und die Renaissance geschildert. Die Neuzeit wird in langsamem Schritt durchgemessen werden. Die Verfasser bemühen sich, auch die sozialen Untergründe aufzudecken, und sie bewähren in Wort und Bild jene rücksichtslose Aussprache dessen, was ist, ohne die ein Werk über die Karikatur zu einer Karikatur seiner selbst würde, und zwar keiner lustigen. Die Auswahl der Abbildungen ist reich und bevorzugt das Seltene und Unbekannte. Kostliche Schätze der letzten Kunst in trefflicher Reproduktion werden hier gehoben, und wunderbar ist die Lebendigkeit, mit der das Lachen und der Hohn über längst verschollene Menschen, Geschehnisse und Zustände noch heute wirkt. Das Lächerliche tötet zwar, bleibt aber selbst in ewiger Jugend unsterblich.

Man kann so leicht kein fesselnderes Buch empfehlen als diese Geschichte der Karikatur, deren erster Band mit dem Jahre 1848 abschließen wird. Ein zweiter, der bis zur Gegenwart reichen wird, soll weiterhin folgen. —

Ke.

### Kleines Heuilleton.

— Wie man „Unsterblicher“ wird. Mitglied der Académie Française zu sein, so schreibt man der Franz. Btg. aus Paris, ist gewiß eine große Ehre. Die französische Nation hat keine größere zu vergeben. Staatsoberhaupt kann jeder werden. Er muß nur, wie der erste Napoleon oder Felix Faure, die Sache zu arrangieren verstehen. Aber unter die „Dierzig Unsterblichen“ gelangt allein das reinste Verdienst. So wollen es wenigstens die ehrwürdigen Statuten der Akademie. Alphonse Daudet und die Lustspielmacher haben uns zwar gelehrt, daß die „Unsterblichen“ mit den ganz gewöhnlichen Schwächen der Sterblichen behaftet sind. Sie sind eitel, ungerecht, ränkesüchtig, sektiererisch. Bei den Wahlen neuer Mitglieder wird oft weniger auf die Vorzüge des Kandidaten als darauf gesehen, daß die „Gruppe der Herzöge“, die „Gruppe der Gelehrten“ ihre traditionelle Anzahl von Fautenils besitzt. Daß auch die Gunst großer Damen aus dem „Kaubonng“ viele Stimmen gewinnt, ist schließlich nur natürlich. Nun erzählt uns aber dieser Tage eine Stimme aus dem Grabe ganz gräßliche Dinge über die illustre Gesellschaft. Und es ist ein Akademiker selbst, Jules Simon, der das verrät. Seine autobiographischen Aufzeichnungen „Premières années“ enthalten die folgende Erinnerung an seinen Eintritt in die Akademie: Es gab vor Zeiten einen Mann in Paris, der hieß Tiffot. Er war Professor am Collège de France und Mitglied der Académie Française. Sobald er irgendwo einen jungen, auf dem Wege zur Verühmtheit befindlichen Schriftsteller entdeckte, machte er ihm einen Besuch. Ohne viel Umstände sagte er ihm: „Sie müssen in die Akademie.“ Weber Sainte-Beuve noch Sandeau waren damals schon Mitglieder. Der junge Schriftsteller erötete daher und that bescheiden. Aber Tiffot hatte keine Antwort auf die Einwendungen bereit, er bewies dem schüchternen, jungen Manne, daß die Akademie ihn notwendig zu den Ihren zählen müsse, daß es seine Pflicht sei, zu kandidieren. Und dann stieß er brüest hervor: „Wieviel geben Sie?“ Wenn man Neuling war, so wagte man natürlich nicht, sofort zu verstehen. Aber Tiffot wurde dann sehr deutlich: „Ja, wirklich, wieviel Geld geben Sie mir für meine Stimme? Wieviel für meine Initiative? Wieviel für meine Schritte?“ Jules Simon fügt ironisch hinzu, er wisse nicht mehr, ob es einen festen Tarif gab und ob man im Voraus bezahlte. Aber er müsse es wohl einmal gewußt haben, denn er habe Tiffots Besuch wie alle andren erhalten. —

### Anthropologisches.

— In der letzten Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft“ sprach Professor Vaelz aus Tokio über Hautfärbung und ihr Verhältnis zur Wirkung der Sonnenbestrahlung. Beim ein Mongole sich den Strahlen der Tropenzone aussetzt, so wird seine Haut dunkler, ohne daß sonstige Wirkungen eintreten. Bei einem Kaukaster dagegen, namentlich einem hellfarbigen (blonden) Nordeuropäer verläuft die Sache anders; die Haut wird entzündlich, schwillt an, schält sich ab. Es entstehen Kopfschmerz, Schwindel, sogar Delirien. Der Unterschied wird eben durch den Farbstoff der Mongolenhaut verursacht. Dieser aus gelben Körnern bestehende Farbstoff hält die chemischen Strahlen des Sonnenlichts zurück und schützt das Blut vor deren Wirkung. Bei dem Nordeuropäer fehlt dieser Farbstoff fast ganz, und deshalb fehlt auch der Schutz vor den Wirkungen der Sonne. Eine Art von Nebergang bilden die südeuropäischen Völker, die Spanier, Portugiesen, Italiener, die deshalb auch das Tropenklima weit besser ertragen, als die

Nordeuropäer. Fraglich ist nur, wie die Ablagerung des Farbstoffes, den man stets in den tieferen Epidermiszellen findet, zu stande kommt. Vortragender ist der Ansicht, daß diese Zellen, je nach der Rasse mehr oder weniger, unmittelbar befähigt sind, Farbstoff zu bilden, und daß nun diese Fähigkeit durch die Sonnenbestrahlung selbst angeregt wird. Professor v. Lushan bemerkte zu diesen Ausführungen, daß bei den Nordeuropäern individuelle Unterschiede bemerkbar seien hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit gegen Sonnenbestrahlung. Diese Eigenschaft scheint erblichen Charakter zu haben. Manche Leute bräunen sich im Sommer sehr stark und sind dann unempfindlicher gegen Sonne und Hitze als andre. Man kann auch beobachten, daß allenthalben die Gebirgsbevölkerung dunkler ist, als die der benachbarten Ebene, weil die Sonnenbestrahlung dort kräftiger wirkt als in der Ebene. Professor Vaelz wies darauf hin, daß umgekehrt eine Bleichung der Haut erfolgt, wenn ein dunkelhäutiger Mensch aus einem wärmeren in ein kühleres Klima veretzt wird. Mischlinge von Europäern und Japanern werden, wenn sie einige Zeit, namentlich einen Winter, in Nordeuropa zubringen, an Gesicht und Händen hellfarbiger. Auch die Juden seien wohl ursprünglich dunkelfarbiger gewesen und im Norden heller geworden. Uebrigens zeige sich bei der aristokratischen Rasse in Japan auch eine deutliche Hellfärbung an Gesicht und Händen. —

### Geologisches.

— Die Gase der plutonischen Gesteine, welche sich daraus entwickeln, wenn man sie stark erhitzt, bieten ein beträchtliches Interesse, sofern man einen Teil derselben als seit ihrer Bildung darin existierend und unter starkem Druck eingeschlossen betrachten muß. Armand Gautier unterwarf verschiedene solcher unter hoher Temperatur und Druck gebildeten Gesteine der Erhitzung und erhielt bei Rotglut aus je 100 Volumen Gestein bei Granit 670, bei Opfit 760, bei Porphyr 740 Volumen Gase. Da man diese Gesteine im Erdinnern häufig zu ähnlichen Graden, die tief unter ihrer Bildungswärme stehen, erhitzt zu denken hat, so giebt das für die Entstehung der vulkanischen und in Thermalquellen gelösten Gase einen bemerkenswerten Anhalt. Man hat in Anbetracht der bedeutenden Spannkraft, welche diese Gesteinsgase entwickeln müssen, wenn irgendwo der Druck über im Erdinnern erhitzte Gesteine nachläßt, die alte Theorie von der Erzeugung vulkanischer Eruptionen durch eindringendes Wasser eigentlich nicht mehr nötig. Bei stärkerer Erhitzung nimmt natürlich das Volumen der ausgetriebenen Gase noch beträchtlich zu und bei 1000 Grad ergab nach der Rechnung 1 Liter Granit ungefähr 20 Liter verschiedener Gase und 89 Liter Wasserdampf, d. h. mehr als sein hundertfaches Volumen Gase und Dämpfe. Man begreift die explosive Kraft, die darin gegeben ist, so daß das Eindringen von Oberflächengewasser bis zu den feurigen Schichten für die Vulkantheorie entbehrlich ist. — (Prometheus.)

### Humoristisches.

— Theorie der Liebe. A.: Glauben Sie, daß man gleichzeitig zwei verschiedene Frauen mit gleicher Leidenschaft lieben kann?

B.: Zwei verschiedene Frauen? Nein; bei mir wenigstens müßten es schon zwei lebendige Frauen sein! —

— Modernes Harakiri. Mehrere chinesische Prinzen, die zu Selbstmord verurteilt wurden, haben sich entschlossen, anstatt sich den Bauch aufzuschneiden, mit der „Großen Pekingener Elektrischen“ zu fahren. — (Luft. Bl.)

### Notizen.

— Der finnländische Senat hat zum drittenmal den Preis für die besten in finnischer und schwedischer Sprache in Finnland erschienenen Werke der schönen Litteratur verteilt. Die preisgekrönten Schriftsteller sind diesmal Juhani Aho, Erik, Kajmire Veino, Eino Leino, Larsson und S. Runeberg. Jeder von ihnen erhielt tausend finnische Mark, Juhani Aho zweitausend Mark. —

— Das Ensemble des Lessing-Theaters wird amfangs Juni ins Deutsche Theater übersiedeln; zu dieser Zeit trifft nämlich die Wiener Josephstadt-Bühne ein, die im Lessing-Theater gastieren wird. Die Mitglieder des Deutschen Theaters werden zu dieser Zeit auf österreichischen Bühnen gastieren. —

— Der bekannte Schauspieler Karl Schönfeld geht vom Theater zum Brett über. —

— Glimmer als Wärmeschutzmasse. Von einer Londoner Gesellschaft wird neuerdings Glimmer als Wärmeschutzmasse empfohlen und in 4 Millimeter starken Platten, die mit Draht zusammengeheftet und in Drahtnetze eingeschlossen sind, in den Handel gebracht. Die Isolierfähigkeit scheint höher wie die der bekannten Asbestmassen zu sein, ob auch höher wie die der Kieselsäure, ist unwahrscheinlich. —

t. Schwanmischererei bei elektrischem Licht wird an der Küste der Halbinsel Florida neuerdings betrieben. Es wird eine verschlossene elektrische Vogenlampe in das Meer herabgelassen, die den Tauchern beim Abtauchen des Meeresgrundes nach wertvollen Schwämmen leuchten soll. —